

„Chaos“: Corona aus der Sicht eines Teenagers

Am Anfang des Chaos stand der Hochmut.

„Gibt so nen neuen Virus“, hat mein Klassenkamerad mit dem Blick auf sein Handy gesagt. Wir saßen in engen, stinkenden Zimmern in den Bergen. Skifreizeit 2020. Wie unwissend wir waren. Na klar, lebensgefährlich klang unschön, na klar, bekamen wir von Schlagzeilen wie „erste Fälle in Bayern“ Gänsehaut. Meine beste Freundin hat große Augen gemacht und gesagt, auf dem Rückweg würde sie nicht aus dem Bus aussteigen. Sie ist ausgestiegen.

Die immer neuen Informationen meines Klassenkameraden haben wir nach ein bisschen oberflächlich darüber Gedanken machen in die „jaja genau“ Schublade gesteckt.

Wir haben sie nicht ernst genommen. Wie auch? Vergleichbares kannten wir nicht.

Wir sind jung und privilegiert. Dramen wie dieses, kennen wir nur aus Netflix, von verheerenden Krankheiten hören wir nur halb schlafend im Geschichtsunterricht und solche Situationen verarbeiten wir mit Memes.

„Wir sollten uns jetzt nicht verrückt machen“. Schmelzender Schnee in Kabinen, himmelhoch in den Alpen, soweit noch unbesorgt und glücklich.

Unser Skilehrer war Arzt und er hat gesagt, man solle sich nicht aufregen. Und alle Sorgen, die sich vielleicht in den nächsten Tagen hätten anhäufen können, verschwanden. Er war Arzt, Profi, er musste doch Bescheid wissen. Also konzentrierten wir uns darauf, den Berg herunterzukommen. Der wahre Berg aber türmte sich immer mehr auf. Unsichtbar, denn hinter einer Nebelwand, doch diese würde sich allzu bald lüften und die komplette Menschheit vor eine nie dagewesene Herausforderung stellen.

Zurück in Deutschland lagen unsere Probleme noch bei Dingen wie: „Das Virus klingt viel intellektueller als *der* Virus.“, „Ja, es heißt ja auch *das* Virus.“, „Ich sag trotzdem immer *der* Virus.“ Aber was mein Klassenkamerad gesagt hat, stimmte (außer vielleicht, dass Alkohol ein Heilmittel sei): Ein Virus war entstanden, und er breitete sich aus. Hohe Ansteckungsgefahr, Risikogruppe eher ältere Menschen, ordentlich Händewaschen. Kein Gespräch mehr ohne diese Punkte.

Im Politikunterricht bat mein Lehrer darum, doch bitte auch von nicht Corona Themen zu berichten. Und ich stimmte ihm zu. Mir gefiel nicht, welchen Weg das Theater um dieses Virus einschlug. Meine Mutter legte eines Abends genervt das Messer beiseite, und entschied, dass über Corona während des Essens nicht mehr geredet werden dürfe. Wir fanden, dass zu viel und falsch Trara um dieses Thema gemacht wurde. Und im Nachhinein wissen wir, dass es zu dem Zeitpunkt noch gar nicht richtig begonnen hatte.

„Das war ein schwarzer Tag für die Börse“, sagte mein Vater mit Blick aufs Radio, und schon vor der fünfzehn minütigen Ausführung in die Welt der Aktien hätte ich sagen können, dass das katastrophal ist. Das klang nach bankrott gehenden Firmen und Finanzkrisen, und die Angst vor der Krankheit breitete sich zu einer Angst vor einem weltweiten Zusammenfall aller möglichen Institutionen aus.

Und dann kam der Horror. Ich würde es gerne als unmenschlich bezeichnen. Aber alles, was Menschen tun, ist ja irgendwo menschlich. Deshalb kann man es nicht mit dem sehr moralisch klingenden Satz: „Das ist so unmenschlich.“, beschreiben. Man kann die Hamsterkäufe gar nicht beschreiben. Man kann nicht sagen: „Ja, wir hatten alle nur Angst.“. Es gibt keine Entschuldigung und keine Art, die hässliche Wahrheit zu verdecken, wie manche Menschen am Beginn einer uns alle betreffende Krise handeln: mit Egoismus, blindem Stumpfsinn und Unfreundlichkeit. Man kam vom Einkaufen und hatte keinen Reis bekommen und war froh, dass Nudeln noch zuhause waren, weil Regale leergefegt waren. Man hörte Kassiererinnen genervt an Kassen wiederholen, dass nur

ein Desinfektionsmittel pro Person gekauft werden dürfe. Meine Freundin erzählte von Leuten, die in Krankenhäusern Atemmasken stahlen und ich hörte zu und verlor den Glauben in die Menschheit.

Aber das war noch nicht alles. Zu den „Wash your hands“-Posts auf Instagram, kamen „Coronavirus does not validate your racism.“-Posts. Und mir wurde erzählt, wie Leute in meinem Freundeskreis, die asiatische Wurzeln haben, in den öffentlichen Verkehrsmitteln seltsam angeschaut wurden. Und das noch bevor der amerikanische Präsident sich weigerte, den wissenschaftlichen Begriff zu nutzen und nur vom „Chinese Virus“ sprach.

In der Klasse meiner Schwester hatte das ruhigste Mädchen ihrer Klassenkameradin eine Flasche an den Kopf geworfen, weil diese daraus getrunken hatte, während meine Klassenkameradinnen und ich noch gemeinsam Teig aus einer Tuberdose löffelten.

Zurückblickend befand sich alles in kompletter Hysterie oder Verdrängung, aber vor allem in Unwissen.

Großveranstaltungen waren schon lange abgesagt worden, und plötzlich passierte das auch mit Veranstaltungen in meinem Kalender.

Ungläubig nahm ich, in voller Überzeugung, irgendwann fünf Euro reicher zu sein, die Wette mit meinem Vater an, als er behauptete, unsere beiden Sportvereine würden auch noch schließen.

Dann kam die Zeit der Demut.

Fälle häuften sich, und mehr und mehr Leute waren betroffen. Auch hier in Frankfurt gab es Kranke und man blickte sich in der U-Bahn um und fragte sich, ob hier wohl eine Dunkelziffer lauerte.

Und in Italien, dort stiegen die Zahlen immer weiter und rasanter und von dort hörten wir von den ersten Ausgangssperren in Europa.

In Nordrheinwestfalen schlossen Schulen und ich dachte, man sei darauf vorbereiten, dass es hier auch bald so weit kommen wird und ich saß eines Freitagmorgens trotzdem vollkommen verdattert in der Schule, während die Klassenlehrerin sagte: „Wir werden heute eure Schulaccounts überprüfen, damit wir geregelt Onlineunterricht machen können, falls Frau Merkel sich dazu entscheidet, dass wir nicht mehr hier in diesen Klassenräumen sitzen können.“

Meine Freundin hat mich angestrahlt und gemeint: „Oh mein Gott, das wäre so geil.“. Ich stimmte ihr zu, aber dass es wirklich der Fall sein könnte, glaubte ich noch nicht mal, als ich spätnachmittags einen Snap bekam, in dem ein Klassenkamerad einen HR-Bericht im Fernsehen abfotografiert und daruntergeschrieben hatte: „Bis zu den Osterferien Online Unterricht“.

Als ich die Nachricht bekam, saß ich an meinem Schreibtisch. Es war so surreal, aber vielleicht habe ich es unterbewusst doch geahnt. Denn anstatt für die für Montag bevorstehende Französischarbeit zu lernen, telefonierte ich mit einer Freundin. Der Klavierunterricht wurde bis auf Weiteres abgesagt und als kleines i-Tüpfelchen des kompletten Umbruchs meines Lebens innerhalb eines Tages kam die E-Mail, dass auch mein Floorball Training erst einmal nicht mehr stattfinden würde. Papa hatte die Wette gewonnen.

Meine enthusiastische Freundin schrieb mir voller Begeisterung wie sehr sie sich darüber freue, dass wir der ganzen Phase, in der man Arbeiten schreibt, aus dem Weg gehen konnten, dass wir den Druck los waren und dass sie ausschlafen könne.

Und ja, ich stimmte ihr zu. Doch was sie nicht verstand, wovor ich aber unheimlich Angst hatte, war das Gefühl des Eingesperrtseins, das sich schleichend immer mehr in mir ausbreitete.

Trotz allem saßen meine Schwester, meine Mutter und ich am nächsten Morgen im Auto auf dem Weg zu meiner Tante und ihrer Familie.

Immer wieder dieselben Nachrichten im Radio, während wir weiter in die Nähe unserer Liebsten fuhren: Verzichten sie auf Kontakt zu älteren Personen, so und so viele Betroffene und wir müssen jetzt alle zusammenhalten. Das schlechte Gewissen breitete sich immer weiter aus wie Tinte, die auf einem Blatt ausläuft. Als wir angekommen waren, lag es an mir, meine Oma anzurufen und ihr für das Frühstück am nächsten Morgen abzusagen, nachdem meine Tante, meine Cousins, meine Mutter, meine Schwester und ich uns alle einmal betreten angeschaut und beschlossen hatten, dass

das gemeinsame Frühstück keine gute Idee war.

Aber erklärt das mal einer Großmutter, die sich seit Wochen freut, ihre Tochter und Enkel wieder zu sehen. Also trafen wir uns auf der Straße mit scheinheiligem Sicherheitsabstand. Trotz allem fing sie ihren siebenjährigen Enkel auf, als dieser auf Inlinern beinahe hinfiel. Wer hätte es nicht getan? Als wir zurückfuhr, war mir nicht bewusst, wie sehr ich meine Verwandten in der kommenden Zeit vermissen würde.

Eine Freundin meiner Mutter erzählte ihr, sie habe für ihre Kinder einen Tagesplan gestaltet, in dem Schule, Essen und Rausgehen genau eingeteilt waren. Genauso einen machte meine Mutter auch für uns. Und es lief nicht schlecht. Klar ist es etwas anderes, wenn man Lehrer hat, die einen betreuen, aber das selbständige Lernen gefiel mir. Zuerst hatte ich noch geplant, viel Zeit mit Freunden zu verbringen, aber meine Mutter und meine Vernunft erklärten mir es besser. Stattdessen telefonierte ich viel, strich meine Wände pink und gelb, lernte Freundschaftsbänder der Profiklasse knüpfen, hörte Jane Austen und ging allein inlinern.

Oft nahm aber auch die Langeweile Überhand, und ich war Ewigkeiten auf YouTube und Instagram. Auch der Wunsch nach Normalität wurde größer. Aber diese kam nicht. Stattdessen rechnete man jeden Tag mit einer Ausgangssperre, viele hatten zu viel Arbeit und sehr viele andere zu wenig. Kritisch war es überall.

Noch nie habe ich mich so historisch gefühlt wie an dem Abend als eine Ansprache Angela Merkels im Radio kam und mein Vater und ich in der Küche standen und den Worten über Zusammenhalt und Krise lauschten.

Ich fühlte mich stark an den Film „Winston Churchill - Die dunkelste Stunde“ mit Gary Oldman, erinnert. Einzigartige Krise. In vielerlei Hinsicht tatsächlich einfach nur eine Krise. Wie viele Menschen darunter leiden mussten. Meine Großtante bekam die Diagnose „Krebs“ während dieser Zeit und durfte keinerlei Besuch bekommen, was schrecklich ist. Diese und ähnliche Umstände zeigen die hässlichsten Seiten dieses Desasters. Denn sie ist ja nicht die Einzige, ältere Menschen, kranke Menschen allein und isoliert in Seniorenheimen und Krankenhäusern. Keine Seele erträgt das ohne eine Wucht an Verzweiflung.

Aber es gibt Momente, in denen ich wirklich daran glaube, dass es okay wird. Dass Liebe und vor allem Freundlichkeiten gegenüber anderen in dieser Zeit nicht nur in der Werbung existieren.

Zum Beispiel die Dankbarkeit, als wir einer Freundin zu ihrem Geburtstag Blumen und ein Geschenk vor die Haustür stellten und ihr vom Vorgarten aus sangen. Oder als mein Freundeskreis einer Freundin zum Geburtstag ein Video mit Glückwünschen von uns allen schickte. Dass mein Vater als Ersatz für den Urlaub in Berlin, den wir eigentlich in den Osterferien hätten antreten wollen, der aber natürlich ins Wasser fiel, das Zelt im Garten aufschlug und mit meiner Schwester und mir dort übernachtete. Als meine Mutter einen Tanz in den Mai über Videokonferenz veranstaltet hat und wir alle bei uns zuhause in unseren Wohnzimmern tanzten.

Und während im Radio über die neusten Lockerungen gesprochen wird und Freunde erzählen, dass ihr kleiner Laden wieder gut läuft, während man die Klasse über Videochat wieder sieht oder die kleine Schwester wieder auf Spielplätzen, wird der Mut und die Hoffnung auf das Kommende immer größer. Aus Krisen kann man doch nur lernen, oder?